

2. Tagung der 13. Generalsynode

Drucksache Nr.: 1 / 2021 zu TOP 1



BERICHT DES LEITENDEN BISCHOFS

„Die Zukunft ist sein Land“



VELKD

Vereinigte
Evangelisch-Lutherische
Kirche Deutschlands

„Die Zukunft ist sein Land“

Bericht des Leitenden Bischofs der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands, Landesbischof Ralf Meister, Hannover, der 13. Generalsynode auf ihrer 2. Tagung in Bremen am 6. November 2021 vorgelegt

Es gilt das gesprochene Wort.

2. Tagung der 13. Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands, Bremen 2021

DS Nr.: 1/2021 zu TOP 1

Der hannoversche Landesbischof Ralf Meister ist seit dem 9. November 2018 Leitender Bischof der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD).

Von der Zeit	1
Historischer Exkurs	2
Von der Steuerung	2
Geistliche Gestaltungsräume	4
Liturgie und Spiritualität	6
Theologische Grundsatzfragen	7
Ökumene	8

„...der Geist Gottes öffnet uns die Augen und unser Herz zu einer Kirche ohne Grenzen.“¹

Von der Zeit

„Die Zukunft ist sein Land“, hohe Synode, verehrtes Präsidium, in dieser Perspektive schauen wir in diesen Tagen auf missionarische und strukturelle Veränderungen, die in unserer Kirche Gestalt gewinnen. Wir schauen auf Brüche und Erneuerungen, die wir in den vergangenen 18 Monaten erlebt haben. Wir suchen nach Relevanz unseres Handelns in einer säkularen Gesellschaft. Wir legen Kirchenbilder nebeneinander, diskutieren Ideen und Zukunftspläne und fragen, wie wir viele Menschen für Veränderungen in unserer Kirche begeistern können. Jede, jeder von uns ist in irgendeinem Zukunftsprozess eingebunden. Es ist unsere gemeinsame Aufgabe, den Auftrag Jesu Christi auch Morgen in dieser Welt zu gestalten.

„Die Zukunft ist sein Land.“ In diesem Vers von Klaus-Peter Hertzsch ist glücklicherweise nicht von unserer Zukunft, sondern von Gottes Zukunft die Rede. So kennen wir seine Lyrik. Das menschliche Leben und der Gestaltungswille sind eingebettet in das Handeln Gottes. Zwei andere Beispiele aus seinen Gedichten: „Ja, Herr, die Zeit hat uns getrieben, hinauf, hinab, durch Glück und Trauer. Du aber bist uns treu geblieben. Dein Segen gibt uns Ziel und Dauer. Längst ist das Ende ja entschieden: Es kommt dein Reich. Es kommt dein Frieden.“

Oder:

„Das Leben um uns träumt in Wiederkehr. Doch wir sind wach und gehen nicht im Kreise.

Wir kommen aus geheimem Anfang her und sind zu gutem Ziele auf der Reise. Lass uns ein Stück noch miteinander gehen

durch manchen Kreis mit seinen Jahreszeiten

Und lass uns vorwärts in die Weite seh'n, wo alle Horizonte offensteh'n und sich im Osterlicht die Berge Gottes breiten.“

Die Zukunft ist eine Zeit, die Klaus-Peter Hertzsch geistlich versteht. Mir ist das sympathisch. Denn es befreit uns vom angestregten menschlichen Aktionismus, mit dem wir die Zukunft der Kirche selbst schaffen wollen. Das ist uns, Gott sei's gedankt, schlichtweg unmöglich. Manche dieser Zukunftsdebatten zeigen sich mir als menschliche Selbstversuche „Unser Reich Gottes“ herbeizuorganisieren. Doch darum geht es nicht.

Mit der Zukunft ist das so eine Sache. „Sie war früher auch besser“, scherzte Karl Valentin. Und was als Komik gedacht war, bekommt heute einen ernsthafteren Klang, da viele Zukunftsvorstellungen tatsächlich heute ein düsteres Bild zeichnen als in vergangenen Jahrzehnten. Früher waren Propheten diejenigen, die dem Volk Israel eine Zukunft vorhersagten, für uns heute sind es Prognostiker, Trendforscher, Futurologen. Für beide, die Propheten wie die Prognostiker, gilt: Ihre Vorhersagen treffen mal zu und mal nicht. Für die Zeit der Prophetien wurden die Vorhersagen erst formuliert, als sich die Geschichte schon verändert hatte. Es waren Verheißungen mit einem Jetlag, nachträgliche Geschichtsschreibung. Heute aber lassen sich aus dem Unwahrscheinlichen und der Sorge vor der Zukunft hervorragende Geschäfte machen. Und so wird es bleiben, wenn uns in Zahlen und Listen, in Torten- oder Balkendiagrammen, in steigenden oder fallenden Linien versucht wird zu sagen, wie es morgen oder übermorgen sein wird. Prognosen in der Krise zeigen auch die Krise der Prognosen. Viele Vorhersagen, denken Sie nur an die Wahlprognosen, sind

¹ Thomas Halik, Theater für Engel, Das Leben als religiöses Experiment, Freiburg 2019

viel ungenauer geworden. Doch je größer die Angst vor dem Morgen, und diese Angst nimmt nicht ab, umso attraktiver werden die Prognosen. Gierig greift man nach jeder Zahlenkolonne und jeder Statistik. Wir wissen von ihren Schwächen und glauben ihnen doch. Es liegt auch eine verborgene Vorstellung dahinter: dass fast alles, was in dieser Welt geschehe, der Mensch messen, vorhersagen und zumeist auch verändern könne.

Historischer Exkurs

Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts kannte man im Deutschen den Begriff der Zukunft nicht. Die Begriffe, die das Kommende beschrieben, waren *adventus* und *futurum*. Im Kirchenbegriff Advent hat sich jene alte Zukunftsvorstellung von der kommenden Ankunft Christi erhalten. „Er selbst kommt uns entgegen“ heißt es bei Klaus-Peter Hertzsch. Die Zukunft liegt nicht im menschlichen Handeln. Wir sind eher passiv auf die kommende Zeit bezogen, die Dinge kommen auf uns, in unserer Gegenwart ruhend, zu. Und sie existierten schon vorab. Im Deutschen sind die Begriffe *futurum* und *adventus* zusammengefloßen im Begriff der Zukunft. Dabei schwingt in manchen Wendungen noch etwas mit von der alten Idee, dass die Zukunft schon auf uns wartet. Beispielhaft, wenn wir bei bedrohlichen Ereignissen sagen, ‚etwas rücke unaufhaltsam näher‘. So wie die Ergebnisse der Freiburger Studie. Dabei rückt nicht das Ereignis näher, sondern wir nähern uns dem Ereignis. In dieser Veränderung des Zukunftsgedankens im 17. und 18. Jahrhundert, weg vom passiven Warten auf eintretende Dinge hin zum aktiven Schritt in einen leeren Zeitraum, den es zu gestalten gilt, verschiebt sich die Perspektive fundamental. Aus der Zukunft Gottes wurde die Zukunft des Menschen. Der „Fortschritt“ entsteht. Diese Verwendung dominiert unsere Haltung. Sie befördert unseren Aktionismus. Sie prägt unsere Ungeduld. Diesen Weg kann man nicht umdrehen. Doch Christen und Christinnen sind gewiss, dass es eine andere Zeit gibt, die Gottes Macht in der Zeit beschreibt. Ohne diese Vorstellung könnten wir eine

Auferstehung, könnten wir die Wiederkunft Christi, könnten wir eschatologische Vorstellungen überhaupt nicht glauben. Aus der Zukunft als einer transzendentalen Zeit, die nicht allein dem Fortschritt des Menschen unterliegt, sondern auf Gottes Ankunft ausgerichtet ist, trinkt sich unsere Hoffnung. Unsere Hoffnung gründet damit bewusst nicht auf unseren menschlichen Fähigkeiten und Möglichkeiten, sondern bezieht sich auf Gottes Gegenwart, jetzt und allezeit und in Ewigkeit. Unser Handeln muss dieser Hoffnung einen Ausdruck geben. Dass sie es oft nicht mehr tut, oder nicht mehr ausreichend, ist ein Signal, wie weit wir uns in den Glaubensvorstellungen von theologischen Grundbildern, die Gottes Handeln in der Geschichte bezeugen, entfernt haben.

Von der Steuerung

„Das Meer ist die Welt, in der die Kirche wie ein Schiff auf dem Ozean vom Sturme umhergeworfen wird, aber nicht untergeht, denn sie hat bei sich den erfahrenen Steuermann Christus.“² So liest man bei einem Kirchenlehrer aus dem 2. Jahrhundert. Für dieses Bild gilt ihm nicht die Erzählung Jesu mit seinen Jüngern auf dem See Genesareth, sondern die Arche Noah. Sie ist das Gleichnis für das Kirchenschiff. Und vielfältig wird dieses Bild durch die Geschichte ausgemalt. Von einem Meer der Sünde wird erzählt, das die Menschheit bedrohe, und das Schiff der Kirche sorge sich um den Sünder und verhindere seinen Untergang.

Im neuen Testament gibt es den Begriff *Kybernetes*. Steuermann heißt das. Paulus nennt die Steuermannskunst im Kapitel über die vielen Gaben und den einen Geist. Und er beschreibt folgende Liste: „Und Gott hat in der Gemeinde eingesetzt erstens Apostel, zweitens Propheten, drittens Lehrer, dann Wundertäter, dann Gaben, gesund zu machen, zu helfen, zu **leiten** und mancherlei Zungenrede.“ (1. Kor. 12, 27-31a). Das, was in den neuen Übersetzungen mit „leiten“ übersetzt wird, hieß ursprünglich bei Martin Luther „regieren“. Bei diesem Leiten oder Regieren

² Tertullian, De Idololatria 24, zit. ThWNT Bd III, 1036

geht es um die Gabe, die einen Christen, eine Christin befähigt, einer Gemeinde als Steuerfrau oder Steuermann zu dienen. Aus diesem Begriff blieb in der deutschen Sprache das Fremdwort Kybernetik, die Kunst zu steuern, übrig. Im Fremdwörterbuch findet man dazu die Erklärung: „Die Lehre von der Kirchen- und Gemeindeleitung“. Oft liegen in der Kybernetik Chancen und Gefahren der Steuerung nah beieinander. Das jedenfalls ist ein Ergebnis meiner vielen Besuche auf den Schiffen verschiedener Landeskirchen, der EKD oder der VELKD. Ich habe eine Menge über Steuerung gelernt.

Dazu gehören die Fragen: Wer steuert dieses Schiff und, vor allem, wohin? In dem Lied *Ein Schiff das sich Gemeinde nennt*, heißt es: „Das Ziel, das ihm die Richtung weist, heißt Gottes Ewigkeit.“ In der alten Kirche war „der erfahrene Steuermann Christus“. Er steuerte das Schiff. Und was machen wir? Diese Verhältnisbestimmung zwischen unseren eigenen Bemühungen und dem Handeln Gottes mit dem Wirken des Geistes ist für mich über die Jahre zur zentralen Frage in der Steuerung unserer Kirchen geworden. Wie sieht eine kirchliche Steuerung aus, die das „Jenseits des Glaubens“, die „sein Land“ in den Blick nimmt?

Ich bin sehr zurückhaltend im Ausrollen von neuen Konzepten, die in Begrifflichkeiten von Innovationsagenturen daher kommen. Auf eine Gefahr hat schon vor mehr als 50 Jahren Emanuel Hirsch hingewiesen: „Der Geschichte der evangelischen Theologie und Kirche im 19. Jahrhundert haftet die Eigentümlichkeit an, dass in einem Maße, welches keinem früheren Zeitalter, auch nicht dem der Reformation, bekannt ist, die Kirche selber, ihr Wesen, ihre Aufgabe, ihre Gestalt und Ordnung, ihr Verhältnis zum Staat und zum allgemeinen Leben überhaupt, der Gegenstand, wo nicht gar

Mittelpunkt theologischen und kirchlichen Urteilens und Handelns wird. Langsam läuft die Bewegung in dieser Richtung an, um sich dann mehr und mehr zu steigern und im 20. Jahrhundert vielfach zu der merkwürdigen Erscheinung einer Kirche zu führen, die dadurch Gott und Christus am besten zu dienen meint, dass sie von sich selber, ihrer Hoheit, ihrer Vollmacht lehrt und sich selber – in jedem Sinne des Worts – erbaut und Gott für sich selber dankt und preist.“³ Viele der Debatten, die wir im vergangenen Jahrzehnt mit Leidenschaft führten, zeigen eine Rotation im Wendehammer dieser Sackgasse.

Doch manches in diesem Bemühen um „Selbsterhalt“ ist kein überflüssiger Trend oder eine Anpassung an den Zeitgeist, sondern der Versuch, in einer immer komplexeren Wirklichkeit eine Organisationsform zu schaffen, die gerade neue Gestaltungsräume für das Evangelium ermöglicht. Ohne eine Organisation wird eine Gemeinschaft ihrem Auftrag nicht gerecht. Deshalb geht es mir nicht um ein Ausspielen des einen gegen das andere, sondern um eine genauere Betrachtung dieses Verhältnisses. Diese Verhältnisbestimmung ist auch deshalb so wichtig, weil wir erstens eine zunehmende Kritik innerhalb unserer Kirche hören über den enormen Aufwand an Selbstorganisation. Sie lenke – so heißt es dann – vom „Eigentlichen“ ab und bedenke nur die Optimierung ihrer eigenen Abläufe. Und zum zweiten erleben wir Kritik von außen: Womit beschäftigt sich die Kirche eigentlich noch, außer mit sich selbst? Wie viele Kirchenreformprozesse für das 20. Jahrhundert liegen hinter uns, wie viele für das 21. Jahrhundert liegen vor uns? Nehmen wir regionale Prozesse dazu, so schaut jeder und jede von uns auf einen kontinuierlichen Reformationseifer, der sein und ihr kirchliches Leben durchzieht und

³ Emanuel Hirsch, *Geschichte der neuern evangelischen Theologie*, Bd. 5, 1965, 145

dabei manchmal auch als eher ungeistlich beschrieben wird. Unter dem bewährten Motto: „ecclesia semper reformanda“ meinen wir die Begründung zu haben, unermüdlich an dem Wesen der Kirche herumzuschrauben. Kein Wunder, dass dann irgendwann die Ermüdung über die Begeisterung siegt. Dabei ist allen ersichtlich, dass aus allen Reformen und Selbstorganisationsbemühungen kein relevanter Mitgliederzulauf entstand oder uns gar eine Erweckung bescherte. Sie hören in diesen Sätzen über Zukunftsphantasien- und prozesse unserer Kirchen eine leise Skepsis gegenüber bestimmten Formen der Organisationsgestaltung. Es gibt eine Tendenz zur Übersteuerung innerhalb unserer Kirche. Abläufe und Verfahren werden so ausgeweitet, dass sich der geistliche Freiraum nicht mehr beschreiben lässt oder aus dem Zentrum gerät. Diesen geistlichen Freiraum aber brauchen wir für uns als Ehrenamtliche und beruflich Tätige, um als Gestaltende uns immer wieder des Auftrags zu vergewissern, der Grund unseres Handelns ist. Und für die Kirche, um nicht stecken zu bleiben in Debatten über rechtliche Rahmenbedingungen, finanzielle Ausstattung, Strukturen und Organisationsformen. „Ecclesia semper reformanda“ legt die Umkehr zum Gekreuzigten ins Zentrum unseres Tuns.

Geistliche Gestaltungsräume

Was meine ich, wenn ich von geistlichen Gestaltungsräumen spreche? Die Organisation der Kirche muss immer zweierlei abbilden. Die Gemeinschaft des Glaubens geschieht immer zugleich als göttliches und menschliches Werk. Und die Kirche gibt dieser Ambivalenz, diesem Doppelbild eine Gestalt. Vor fast genau 100 Jahren hat der reformierte Theologe Karl Barth in einem eindrücklichen Aufsatz

dieses Problem skizziert. Während er damals die „Theologen“ in den Blick nimmt und ihr Dilemma skizziert, würde ich diese Zielgruppe heute ausweiten und sagen: Jeder getaufte Christ, jede getaufte Christin steht in diesem beschriebenen Dilemma. Ich zitiere Karl Barth, der so klingt, als schreibe er für unsere Zeit:

„Die wirkliche und besorgniserregende Bedürfnisfrage ist uns von ganz anderer Seite gestellt. Unsere Not kommt ... nicht von der Kirche, von dem rückständigen Geist ihrer Leitung, von ihrer Bürokratie, von ihrem Bekenntniszwang... (ich) kann nur warnen vor der Illusion, als ob dadurch die Last, die auf die Theologen gelegt ist, auch nur im Geringsten erleichtert wäre. ... Ich möchte diese unsere Situation in folgenden drei Sätzen charakterisieren: Wir sollten als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben. Das ist unsere Bedrängnis. Alles andere ist daneben Kinderspiel.“⁴

Als Kirchengestaltende steht jede, jeder vor diesem Dilemma: Wir müssen uns mit der konkreten Organisationsgestalt der Kirche beschäftigen, mit der alten Kirche in der Welt, mit ihrer Bürokratie und unseren treuen Gewohnheiten und eingespielten Formen. Und wir suchen die Anknüpfungspunkte an eine Welt, in der die religiöse Krise eine Gotteskrise geworden ist und fragen nach unserem Auftrag. Wie können wir von Gott reden, von dem wir nicht reden können? Sein Geist weht, wo er will, seine Gnade ist Geschenk. Der Schluss, den er zieht, lässt sich auch auf unser Gestaltungsdilemma anwenden: um beides wissen, sollen und nicht können, und das zur Sprache, oder besser: ins Leben bringen und darin Gott die Ehre geben.

⁴ Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie, 1922

Ich rede in dieser Sache selbstkritisch und gegen manche meiner eigenen Aktivitäten in kirchenleitenden Funktionen, in Lübeck, Berlin oder in Hannover. An welchen Stellen habe ich dieses Reden instrumentalisiert? Wo habe ich Glaubens-Freiräume verhindert, wo war mir Evaluation wichtiger als Evangelium und das Rechthaben der Ordnung wichtiger als die Rechtfertigung aus Glauben? In der Notwendigkeit, die Kirche an soziale, religiöse und kulturelle Veränderungen anzupassen, verlor ich manchmal den Blick für die Zielrichtung der Kirche selbst und habe mitgewirkt, dass Freiräume nicht entstanden. Ich nenne nur ein ganz praktisches Beispiel: Einer der zentralen Reaktionen unserer Organisation Kirche ist das Denken in größeren territorialen Zusammenhängen. Doch Größenordnungen bieten keine Kategorie für die Verkündigung des Wortes Gottes, für den Glauben und das Leben der Kirche. Interessanterweise haben wir ja aus biblischen und frühchristlichen Zeiten keine Ordnungen, die für die Gemeinschaftsbildung von Christen mit Zahlen arbeiten. Wir haben seit zwei Jahrzehnten vorrangig mit der Ausweitung größerer Verantwortungsbezirke auf die geringere Mitgliedschaft reagiert. Wir haften damit an einem Bild der Kirche, das 100 Jahre alt ist. Dahinter steht die Vision: Wir müssen als Volkskirche an allen Orten präsent bleiben. Ich erlebe diese Vergrößerungen – so notwendig sie manchmal sind – oft als eine Überforderung. Eine Überforderung für das Engagement der Ehrenamtlichen, eine Überforderung für die Hauptamtlichen und für die Leidenschaft und Freude, Gemeinschaft zu bilden. Wie schaffen wir Freiräume, in denen solche Gemeinschaften der unmöglich-möglichen Gottesrede wachsen? Räume, in und aus denen heraus ER spricht? IHN zur Sprache bringen. Es ist ein hilfreiches Korrektiv, wenn wir uns in Planungsprozessen die historische Kontingenz mancher

Organisationsformen, die wir als unverzichtbar sehen, vor Augen führen. Was einmal eine gute Lösung war, muss keine gute Lösung bleiben, wenn sich die Rahmenbedingungen ändern. Wichtiger ist die Frage: Was dient den Menschen, wie können sie in Kontakt mit dem Evangelium kommen? Welche Vergemeinschaftungs-, welche Leitungsstrukturen sind notwendig? Was ist notwendig, damit wir unserer Verantwortung in der tätigen Nächstenliebe, im öffentlichen Raum gerecht werden können? Das wird, in der Konsequenz, weitreichende Änderungen in unserer Kirche bedeuten. Hier docken sich unmittelbar die Erfahrungen der vergangenen 18 Monate an mit einer rasanten Entwicklung von digitalen Gemeinschaftsformen, von analogen Gemeinschaften jenseits parochialer Grenzen, von Versammlungen zuhause und draußen und von liturgischen Formaten, die kürzer sind, offener, partizipativer, flexibler. Das ruft nach effizienter und effektiver Verwaltung und zielgerichtet arbeitenden Einrichtungen. Schon am Beispiel der Gemeindeformen ist erkennbar, dass Vielfalt zukünftig eine größere Rolle spielen wird – nicht mehr territorial verortet oder nur teilweise, mit offenen Grenzen. Vielfalt, die auf viele klassische Voraussetzungen verzichten wird.

Kirchenentwicklung lässt sich nur bedingt steuern. Von der Ambivalenz der Steuerung einer Organisation mit einem unverfügbaren Grund war oben bereits die Rede. Dazu kommt der große Schatz der Kirche: Die Menschen, die in Freiheit ihren Glauben leben, Gemeinschaft gestalten und kirchliches Leben vor Ort, im Sozialraum, im digitalen Raum entwickeln. Kirche ist eben kein Unternehmen, das sich Top-Down steuern lässt, sondern ein lebendiger Organismus, ausgespannt zwischen schon jetzt und noch nicht: „Wir sind schon Gottes Kinder; es ist aber noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden“ (1. Joh 3,2).

In „Du stilles Geschrei“, einem der letzten Texte, die Dorothee Sölle geschrieben hat, heißt es:

„Das Bild vom Leben spricht in schöner mystischer Übertreibung und zugleich durchaus realistisch von drei Qualitäten, die allen offenstehen:

- grenzenlos glücklich,
- absolut furchtlos,
- immer in Schwierigkeiten.

Es gibt Menschen, die das ‚stille Geschrei‘, das Gott ist, nicht nur hören, sondern es auch hörbar machen als die Musik der Welt, die den Kosmos und die Seele auch heute erfüllt.“⁵ Für Dorothee Sölle ist Mystik eine Mystik der Befreiung. Mystik und Widerstand, Kampf und Kontemplation, Spiritualität und Politik, das Leben spielte sich für Dorothee Sölle zwischen diesen Polen ab, machte es für sie spannend und lebendig, bedeutete Glück. Auf Gottes Liebe antworten wir mit unserer Liebe zu ihm und können gar nicht anders, als für seine Welt eintreten. Niemand, so Sölle, kann sich in der Unsagbarkeit häuslich einrichten. Die Arbeit am Unmöglichen darf nicht aufgegeben werden, wir sollten Martha und Maria werden, glauben und handeln, leben und arbeiten, als lebten wir schon in einer befreiten Welt: grenzenlos glücklich, absolut furchtlos, immer in Schwierigkeiten. Wir befinden uns in einer Zwischenzeit. Genau jetzt sind wir beauftragt, Stück für Stück in die Hand zu nehmen und zu entscheiden: Nehmen wir es mit in die Zukunft oder lassen wir es zurück? Wir schauen nach vorn. Nicht in einer naiven Hoffnung auf das Licht am Ende des Tunnels, sondern in einer gemeinsamen Perspektive, die uns in den vergangenen Monaten der Pandemie, aber auch in allen Erfahrungen vor Ort in den vergangenen Jahren bereits zugekommen ist. Wenn diese Zeit nicht nur ein menschlicher, wirtschaftlicher, kultureller Einbruch ist, nicht nur eine temporäre

Faltung unserer linearen Gewissheiten, sondern auch eine Anfrage an unseren eigenen Glauben und unsere Haltung, dann müssen wir sagen, welche Verantwortung wir als Christinnen und Christen jetzt übernehmen wollen. In Exilzeiten, wie wir sie erlebt haben und erleben, klärten Menschen ihr Verhältnis zu ihrem Gott und zu ihrer eigenen Vergangenheit. Sie durchleuchten sie nach Versäumnissen. Sie beleuchten das bisherige Leben und formen Bilder der Zukunft. In einer solchen Phase befinden wir uns. In dieser Spannung auf eine offene, aber von Gott bestimmte Zukunft hin die Kirche zu gestalten ist unser Auftrag als Kirchenleitende, als Synodale, in den Landeskirchen und in der VELKD. Hohe Synode, Sie haben sich mit Ihrem erstmaligen oder wiederholten Ja dafür entschieden, diesen Weg verantwortlich mitzugestalten. Dafür danke ich Ihnen von Herzen. Ich freue mich auf die vor uns liegende Zwischenzeit, auf gemeinsames Glauben und Handeln mit Ihnen. Noch einmal Dorothee Sölle: „Es ist, um es einfach zu sagen, die Gottesliebe, die ich leben, verstehen und verbreiten will.“

Einen Überblick über die Arbeit der VELKD bekommen Sie in diesem Jahr in einem besonders gestalteten Tätigkeitsbericht. An dieser Stelle möchte ich dennoch drei Themen aufgreifen, die exemplarisch dafür stehen können, wie die VELKD dazu beiträgt, Gemeinschaft zu stärken und Freiräume zu öffnen. Wie setzt die VELKD liturgische, spirituelle, theologische und ökumenische Impulse? Wie unterstützt sie dabei die Gliedkirchen in ihrer Arbeit?

Liturgie und Spiritualität

Die liturgische Arbeit der VELKD unterliegt bereits seit vielen Jahren einem Wandel, der sich in den letzten Jahren beschleunigt hat. An der Frage nach der Zukunft der Agenden, macht sich dieser Wandel exemplarisch fest.

⁵ Dorothee Sölle, *Mystik und Widerstand*, 4. Auflage, München 2001, 370.

Agenden sind ein Kernthema und Herzstück der liturgischen Arbeit der VELKD. Bei der Beschäftigung mit gottesdienstlichen Ordnungen, die seit 2007 in enger Kooperation mit dem Liturgischen Ausschuss der UEK geschieht, geht es fortwährend darum, Traditionen aufzunehmen, zu hinterfragen und weiterzuentwickeln. Das zeigt: Agenden sind ordnende Rahmen, die Gemeinsames betonen und Gestaltende entlasten, und sie sind zugleich atmende Ordnungen, die eine individuelle Ausgestaltung ermöglichen sollen. In den letzten Jahren wird das Bedürfnis nach individueller Ausgestaltung größer, das Bedürfnis nach ordnenden Formen scheint zurückzugehen. Das hohe Maß an Ausdifferenzierung in einer individualisierten Gesellschaft, neue liturgische Formen im digitalen Raum mit ihrer eigenen Gestaltungslogik tragen zu dieser Entwicklung bei.

In den Liturgischen Ausschüssen von VELKD und UEK wird zurzeit an der Neuentwicklung der Taufagende gearbeitet. Bei der kam es aufgrund der Rückmeldungen im Erprobungsverfahren noch einmal zu einem neuen Anlauf.

Abgeschlossen hingegen ist die Einweihungsagende. Das **Liturgiewissenschaftliche Institut der VELKD in Leipzig** begleitet diese Prozesse aus wissenschaftlicher Perspektive. Die Frage nach der Gestalt einer „Agende der Zukunft“ hat das Institut nach eigenem Bekunden in ein „Denklaboratorium“ geführt: Wie kann sie denn aussehen, die Agende, die Gottesdienstordnung für das 21. Jahrhundert, die sich in der Vielfalt von Frömmigkeitsformen und Traditionen bewährt, die flexibel nutzbar und individuell anzupassen ist, die gleichzeitig das rechte Maß von Freiheit und Verbindlichkeit gewährleistet und keinesfalls als schwer gebundenes Buch daherkommt? Nun gibt es erste Pläne zur Digitalisierung der Agenden, ausgehend vom Evangelischen

Gottesdienstbuch. OKR Dr. Goldenstein wird Ihnen im Verlauf dieser Tagung mehr darüber berichten.

Für eine zukünftige Gestalt der Kirche ist auch die **Wiederentdeckung ihrer spirituellen Quellen** von entscheidender Bedeutung. Gottesdienste und Amtshandlungen sind zentrale, aber nicht die einzigen Ausdrucksformen des christlichen Glaubens. Auch die kleinen liturgischen Formen als Ausdruck einer evangelisch-lutherisch geprägten Spiritualität sind von großer Relevanz für eine Kirche, die sich Gottes Wort verdankt und aus ihren Quellen lebt: Rituale wie der Morgensegen vor dem Frühstück und das Abendgebet vor dem Einschlafen, das Tischgebet oder auch das Leben im geprägten Wechsel der Kirchenjahreszeiten, Gebet und Meditation sind Ausdruck gelebten Glaubens, dienen der geistlichen Vergewisserung des persönlichen Zuspruchs, ebenso wie der Klage in Anfechtung. Die VELKD stellt neben theologischer Literatur hier hilfreiches Material zur Verfügung: die Internetpräsenz zum Kirchenjahr „Kirchenjahr evangelisch, die die VELKD gemeinsam mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und zukünftig auch mit der Nordkirche verantwortet; die Konzeption und Beteiligung an den ausgelegten Gottesdienstheften zu Erntedank und Ewigkeitssonntag, die im Verlag am Birnbach erschienen sind und sich weiter Verbreitung erfreuen, oder auch das spirituelle Tagebuch, das vom Seelsorgeausschuss erarbeitet und im kommenden Jahr erscheinen wird. Die Kirche ist und bleibt dann ausstrahlende Kirche, wenn die Menschen, die in ihr leben und sie gestalten, aus Gottes Geist leben.

Theologische Grundsatzfragen

Die theologische Grundsatzarbeit ist geprägt von der Anforderung, sich einerseits mit grundsätzlichen Fragen zu beschäftigen,

die sorgfältiger theologischer Klärung bedürfen, und andererseits auf aktuelle Fragestellungen zu reagieren, die zeitnahe Reaktionen und Orientierung erfordern. Nicht immer ist dies in den gegebenen Strukturen in der gebotenen Kürze möglich, so dass mitunter die theologische Reflexion von der kirchlichen Praxis überholt wird. Die Frage nach dem **Abendmahl unter Pandemiebedingungen**, meist auf das Stichwort „digitales Abendmahl“ konzentriert, ist eines der Themen, die plötzlich und mit großer Wucht aufkamen und eine Orientierungshilfe erforderten, die die Gliedkirchen ihren Kirchengemeinden an die Hand gegeben haben. In zahlreichen und ausführlichen Sitzungen hat der Theologische Ausschuss der VELKD für die Kirchenleitung die theologischen Grundlagen des Abendmahl-Sakraments zusammengestellt, den bisherigen Diskurs zu virtuellen Gemeinschaftsformen und Medialität einbezogen, die vorliegenden Studien gesichtet und der Kirchenleitung eine differenzierte Stellungnahme zur Verfügung gestellt [Zusammenfassung: <https://www.ekd.de/abendmahl-unter-den-bedingungen-der-corona-pandemie-64414.htm>]. Im EKD-weiten Diskurs wird dieses Papier immer wieder aufgenommen; die Debatte selbst ist längst nicht abgeschlossen. Die sehr konkrete Frage: „Wie lässt sich unter den Bedingungen der Coronapandemie Abendmahl feiern?“ berührt eine Vielzahl von theologischen Themen – Sakramente, Leiblichkeit, Gottesdienstformate, Gemeinschaft, Hermeneutik, Medialität, Generationenfragen, ökumenische Verantwortung, Individualisierung u. v. m. – die in der Debatte um das sogenannte „digitale Abendmahl“ mitverhandelt wurden. Hinzu kommen Fragen nach Formen wie den Hausabendmahlen und sich anschließende Überlegungen zu Ämtern und Aufträgen in der Kirche. In der Theologie hat die Pandemie viele

Entwicklungen angestoßen oder verstärkt, deren Ende noch nicht absehbar ist. Dass die Frage der Zukunftsfähigkeit der Kirche nicht zu trennen ist von der **Beteiligung junger Menschen**, liegt auf der Hand. Wir sind froh und auch ein bisschen stolz, dass diese Synode die jüngste ist, die es in der Geschichte der VELKD gegeben hat – sogar mit größerer Beteiligung junger Menschen, als es die 2019 in Kraft getretene Verfassungsänderung vorsieht, und mit zwei jungen Präsidiumsmitgliedern. Dass Sie, die Sie zu den jüngeren gehören, sich beteiligen und Ihre Themen einbringen, ist für die zukünftige Arbeit von großer Relevanz, und ich hoffe, dass Ihre Anliegen wirklich auch Eingang in die Beschlüsse und Entschlüsse dieser Synode finden. Gerade in den offenen Debatten zur zukünftigen Gestalt der Kirche erleben wir, wie sehr uns selbst immer noch die Bilder kirchlichen Lebens leiten, die uns vertraut sind. Je größer die Vielfalt der Generationen, der sozialen und spirituellen Herkunft derer, die gemeinsam Kirche entwickeln und gestalten, je größer die Bereitschaft, *wirklich* aufeinander zu hören, desto größer die Chance, in der Konzentration auf Auftrag gemeinsam Neues zu entdecken und zu wagen.

Ökumene

Die Zukunft der Kirche wird ökumenisch sein oder sie wird überhaupt nicht sein. Wir werden auf dem Ökumenischen Abend und morgen im Rahmen der Podiumsdiskussion Impulse aus der Ökumene hören, auch wenn wir uns nicht persönlich begegnen können. Sehr dankbar bin ich, dass es die pandemische Lage zugelassen hat, dass wir mit einer gemeinsamen Delegation der VELKD und des Deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbunds nach Rom reisen konnten. Hier haben wir theologische Gespräche mit dem Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen Kurt Kardinal Koch und mit

dem Präfekten der Glaubenskongregation Luis Kardinal Ladaria geführt, haben unter anderem über die Frage gesprochen, wie der Weg für konfessionsverbindende Ehen zum Abendmahl geöffnet wird, und welche Perspektiven es für zukünftige weltweite lutherisch-katholische Dialoge gibt. In zentralen theologischen Fragen, das wurde in den sehr vertrauensvollen und offenen Gesprächen deutlich, besteht noch keine Übereinstimmung. Gleichwohl waren wir uns einig, dass die Gespräche nicht abreißen dürfen, weil wir als Christinnen und Christen in der Welt zum gemeinsamen Zeugnis gerufen sind. Beeindruckende Beispiele für dies gemeinsame ökumenische Zeugnis haben wir beim Besuch von zwei Organisationen innerhalb der katholischen Kirche erleben können. Wir besuchten die Gemeinschaft von Sant'Egidio, die sich in Italien und weltweit für Ökumene, Frieden und soziale Gerechtigkeit einsetzt. Und wir trafen uns mit Vertreterinnen und Vertretern der Fokolarbewegung, einer geistlichen Laienbewegung innerhalb der katholischen Kirche, die sich zum Ziel gesetzt hat, „das Evangelium zu leben und dadurch die Welt zu verändern“ (Präsidentin Margaret Karam). Diese Begegnungen waren außerordentlich ermutigend, ebenso wie es viele ökumenische Begegnungen und Projekte auf Ebene der Landeskirchen, Dekanate und Kirchengemeinden sind, die zeigen: Die Zukunft der Kirche wird schon jetzt ökumenisch gelebt. Diese Darstellungen können nur fragmentarisch bleiben – an vielen Stellen, die hier nicht genannt wurden, arbeiten Menschen unermüdlich, mit Engagement und Gottvertrauen an der Zukunft der Kirche. Dafür danke ich Ihnen als Synodale der VELKD, die Sie hier UND in Ihren Landeskirchen, und dort oftmals in vielen verschiedenen Aufgaben, Verantwortung übernehmen. Besonders danke ich auch den Leitenden und Mitarbeitenden in den drei Einrichtungen der VELKD – im

Theologischen Studienseminar in Pullach, im Liturgiewissenschaftlichen Institut und im Gemeindekolleg. Im Tätigkeitsbericht können Sie ausführlich über die Arbeit lesen. Ebenfalls danke ich den Mitarbeitenden im Amtsbereich der VELKD in Hannover.

Vor 50 Jahren sagte mein Vorvorgänger im Bischofsamt in Hannover, Bischof Eduard Lohse, in einer Predigt: „Die Kirche Jesu Christi ist nicht dazu da, um sich selbst zu gefallen oder sich selbst zu genügen, sondern Gott will durch uns etwas sagen, was sonst nirgendwo in der Welt zu vernehmen ist.“ In diesem Auftrag stärken wir uns gegenseitig, auch hier in der Generalsynode. Dass wir das ermutigt, ja sogar grenzenlos glücklich können, darüber schreibt Klaus-Peter Hertzsch, wenn er an die Zukunft denkt.

Noch einmal die vertrauten Zeilen vom Beginn:

„Das Leben um uns träumt in Wiederkehr.
Doch wir sind wach und gehen nicht im
Kreise.

Wir kommen aus geheimem Anfang her
und sind zu gutem Ziele auf der Reise.
Lass uns ein Stück noch miteinander gehen
durch manchen Kreis mit seinen
Jahreszeiten

Und lass uns vorwärts in die Weite seh'n,
wo alle Horizonte offensteh'n
und sich im Osterlicht die Berge Gottes
breiten.“